Polem.
1803.

Polem. 1803.

Theol. polem.

Meinung.

conv. Schong: Carmel: Disc.

Unmaßgebliche

Meinung

über das

erste Bändchen der Beyträge

zur

Schilderung Wiens.

Von keinem Gottesgelehrten,
Von keinem Mönchen,
Auch von keinem Bigotten (*)

(*) Dieses aus einer fremden Sprache entlehnte Wort, welches nun in Deutschland schon gleichsam mit dem Bürgerrechte, beschenket worden ist, heißt bisweilen so viel, als ein Heuchler, oder Scheinheiliger, oft aber zeigt es auch einen abergläubischen an. Hier mag man es nehmen, in welcher Bedeutung man wolle, so steht es doch immer an seinem rechten Orte.

Wien,
in der Geroldischen Buchhandlung auf dem Kohlmarkt. Nro. 138.
1781.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Was siehst du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens, der in deinem Auge ist.

Evangel. Luc. im 6. Cap. V. 41.

Dies sey dem Herrn Verfasser der Beyträge gesagt; denn ich las in seinem dritten Briefe auf der 19. Seite von den Ceremonien.

Die Kirche hatte gewiß löbliche Absichten bey ihrer Einsetzung, aber Menschen mißbrauchen sie, und das ist übel.

Wahr, sehr wahr, aber die Menschen, von denen hier die Rede ist, sind doch größtentheils nur dum Leute, wenigstens hält sie der Verfass. nach allen seinen Aeußerungen für solche! daher kann man ihnen ihre Fehler, die blos aus einer Unwissenheit oder Dummheit herrühren, leichter vergeben, als man einem so hochgelehrten Manne, wie der Herr Verfasser der Beyträge zu seyn scheinen will, einen Fehler, dessen Urquelle ein böses Herz ist, vergeben kann, darum sag ich ihm mit viel grösserem Rechte.

Joseph der Zweyte hatte gewiß löbliche Absichten bey Ertheilung der Freyheit zu schreiben, aber der Verfasser dieser Beyträge zur Schilderung Wiens mißbrauchte sie, und dies ist übel.

Und darum, mein Herr Verfasser, sollen Sie wissen, daß es Sie angehe, wenn Christus bey dem Evangelisten Lukas im gerechten heiligen Grimme ausrufet:

Du Heuchler! ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge, und alsdann siehe, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.

Eben dort 42.

Vor=

Vorerinnerung.

Ich bin ein erklärter Freund vom abschreiben und nachahmen, und ich weiß auch gar nicht, warum ich mich schämen sollte, dies zu gestehen, da doch beynahe alle meine Zeitgenossen die grösten Gönner dieser, unter den Schriftstellern eingeführten, sehr ökonomischen Gewohnheit sind? Ich fange also nach dem Beyspiele so vieler anderer diese meine Blätter ebenfalls mit dem wärmsten Dank für die Freyheit zu schreiben an, und ich habe auch wirklich einen sehr wichtigen Beweggrund dazu: denn wenn ich dem Verdruße, welchen mir die Schrift, von der ich in diesen Blättern rede, verursachet hat, nicht hätte Luft machen dürfen, so hätte derselbe nach dem Ausspruche gewisser Aerzte einen sehr übeln Einfluß auf meine Gesundheit haben können, und diese ist mir

trotz den Meinungen anderer, anderst gesinnter Schriftsteller doch immer lieber, als all ihr Geld, und der Ruhm, diese kostbare, und schöne, wächserne Puppe, die ein Kind zerbricht, oder ein plötzlich entzundenes, oft sehr schwaches Licht schon ins Nichts zurückschmelzet. Die Sorgfalt für meine Gesundheit war also die einzige eigennützige Absicht, die mir heute die Feder in die Hand gab; ob das, was ich dachte, und schrieb, meine Leser überzeugen werde, oder nicht, ob es ihnen gefallen werde, oder nicht, darum bin ich diesesmal nicht sehr bekümmert: es scheint auch, als ob sich heut zu Tage alle, die was immer für Stücke schrieben, nicht sehr darum bekümmerten, und ich getraue mich nicht, zu sagen, sehr daß sie Unrecht haben, nachdem die Gewohnheit eingerissen hat, daß jeder eigenmächtige Kunstrichter Lob und Tadel willkührlich verschwenden kann, und man sich nicht scheuet, einen S* u. R* einen H* u. A* fast zu eben der Zeit öffentlich zu loben, da man die Namen Sonnen-

fels

fels, Wurz, Denis und noch mehrere solche entehret.

Aus dem, was ich itzt eben gesagt habe, sieht jedermann, daß ich keineswegs gesonnen bin, eine Widerlegung zu schreiben. Ich hasse jede Art von Zänkereyen, und werde sie auch niemals zu meinem Hauptgeschäfte machen; aber auch jene, denen es obliegt, solche Schriften zu widerlegen, haben es dem Herrn Verfasser zu verdanken, daß er ihnen bey dieser Gelegenheit die höchst unangenehme Mühe, ihn zu widerlegen, selbst ersparet hat, indem er nur solche Gründe als Beweise seiner Sätze anführte, die sich entweder gar selbst widerlegen, oder doch von jedem vernünftigen Katholicken, wenn er auch kein Schriftgelehrter ist, leicht widerleget werden können. Sein ganzes Werk ist also einem Gebäude gleich, das nothwendig von sich selbst einstürzen muß, weil entweder seine Grundfeste nicht in dem erforderlichen Verhältnisse mit jener Last

ist, die sie tragen soll, oder weil es auf einem zum Bauen untauglichen Erdreiche ist angeleget worden, und was dergleichen Versehen und Fehler der Baumeister sind. Wem nun ein solches Gebäude im Wege stehet, der darf ja nur eine kurze Zeit warten, so geht es von sich selbst ein, und er hat also eben nicht sehr Ursache, den Einsturz desselben durch gewaltthätiges Untergraben zu beschleunigen, weil dieses, wenn es nicht mit der äussersten Vorsicht geschieht, sowohl für den, der es untergräbt, als auch für die Umstehenden immer eine höchstgefährliche Sache ist. Tragen nicht viele noch heute die Narben von den Wunden, die sie bey dergleichen Unternehmungen davon getragen haben? Doch zum Glücke für alle, die mit der Schrift, welche mir diesen Aufsatz abgedrungen hat, zu thun haben, ist das Gebäude dieses Verfassers viel zu unbedeutend, als daß man bey dieser Gelegenheit eine ähnliche Gefahr beförchten sollte. Ich zweifle nicht, daß dieser Mann, der uns oft

ei-

eine so gelehrte Mine zeiget, sich mit viel richtigeren, wenigstens gewiß mit viel scheinbareren Gründen zu diesen seinen Ausfall auf unsere Religion hätte rüsten können, und daß er es nur darum nicht that, weil er schon vorsah, daß ihm diese Unternehmung trotz aller darauf verwandten Mühe, doch so gewiß mißlingen würde, als sie allen seinen viel rüstigeren Vorläufern mißlungen war. Auch kann ich es den losen Leuten gar nicht glauben, welche sagten, daß der Herr Verfasser nicht vorsetzlicher Weise so elend geschrieben habe, sondern, daß er mit der äußersten Anstrengung aller seiner Kräften nicht im Stande sey, etwas besseres zur Welt zu bringen, ja sie wollen sogar betheuern, daß er sich schon mit vielem Stolze wegen der Reformirung unserer Kirche blähe, die er für ganz gewiß hält, und der er als einem Werke seiner Hände mit einer triumphirenden Mine, die man an ihm bemerkt haben will, entgegen sieht. Wie! sollte

te es wirklich möglich seyn, daß er albern genug wäre, so etwas zu erwarten? sollte er wirklich nicht wissen, daß unsere Kirche bey den Anfällen gewaltigerer Sturmwinde stäts unüberwältigt da stand, zwischen solchen Sturmwinden, gegen die all seine Macht kaum der Hauch eines schwachen Kindes kann genennet werden? oder glaubt er vielleicht, scharfsinniger, gelehrter, und fürchterlicher zu seyn, als Lutherus, Calvinus, und alle diese Männer? ein wunderlicher, bedauernswürdiger Wahn! daß sich doch jemand, der einer solchen Unternehmung gewachsen wäre, seiner erbarmte, und ihn zu Rechte wiese! Doch wenn ich aus seiner ordnungslosen Schrift auf seinen Kopf schließen sollte, so dächte ich, daß ihm mehr die Hilfe eines geschickten Leibarztes, als der Unterricht eines Gottesgelehrten nöthig sey.

Er-

Erste Meinung
über
die Beyträge zur Schilderung Wiens.
In Rücksicht auf das ganze Werk.
Nebst ein paar heilsamen Räthen für den Verfasser desselben.

Bevor, als ich meine Gedanken über jeden Brief des Verfassers insbesondere niederschreibe, will ich über alle zusammen meine Meinung sagen:

Mir gieng es bey Durchlesung dieses Bändchens gerade so, wie es den Bewohnern jener Ge-

Gegend gieng, die der Lärm des gebährenden Berges in eine unsägliche Erwartung setzte —— allein, da sie staunend da standen, um die Wundergeburt der zerberstenden Felsenlast zu sehen, ward, wie uns der Dichter sagt, eine kleine Maus zur Welt gebracht. Auch mich setzten die gelehrten Minen, die der Verfasser im Anfange seines Werkes machte, die richtigen Abtheilungen, die er mit bedachtsamen Schritten zu durchwandern versprach, die Larve des gutgesinnten und edeldenkenden Christen, hinter welcher der Heuchler sich verbarg, und viele andere lügenhafte Verheißungen in eine fast unglaubliche freudige Erwartung. Ich setzte mich mit einer brennenden Wißgierde hin, und verschlang, so zu sagen, die Schrift, die mir so viel versprach, allein ich fand weniger, als eine Maus, das heißt: ich fand nichts, was ich nicht schon gelesen hätte; es waren lauter Auszüge, Abschriften, oder doch wenigstens Nachahmungen; das einzige, dem Verfasser eigene Verdienst, das ich darinn entdeckte, war die höhnische und beißende unreine Schreibart, die ihm so ganz angebohren zu seyn scheint, daß ihm nicht leicht irgend einer in diesem Stücke gleich kommen wird. Er hat einen natürlichen Hang, und eine unselige Fertigkeit, alles lächerlich zu machen; seine

Den=

Denkungsart ist so unverschämt, daß er anstatt inner den Schranken, die er auf der 13. und 14. S. sich selbst gesetzet hat, zu bleiben, und sich genau an die Ordnung zu halten, von der er uns eben auf der 13. S. keinen Nagel breit abzuweichen versprach, daß er, sprech ich, anstatt diesem vielmehr die unflättigsten Zotten, mit jenen Gegenständen, die wenigstens den Katholicken (und er zählt sich ja selbst unter sie) heilig seyn sollten, ohne Scheu vermenget. Ueberhaupt scheint es ihm nicht wohl zu seyn, wenn er seine Feder nicht alle Augenblicke in den schändlichsten Unflat tauchen kann. Wenn man glaubt, das ich es hier übertreibe, und ihm zu nahe trete, so lese man seine pöbelhaften Zotten seine schmutzigen und boshaften Ausdrücke auf der 45. 47. 68. 81. 119. 121. und besonders auf der 48. S. vom Altars Sakramente. Die grosse Schaar seiner Anhänger (denn jeder Religionsspötter findet deren immer eine sehr große Menge) wird mich wohl auch beschuldigen, daß ich ihm am Ende meiner Vorerinnerung groß Unrecht gethan habe, da ich sein Werk eine ordnungslose Schrift nannte. Wer nun in diesem Punkte nicht meiner Meinung ist, der nehme sich nur die Mühe, diese Blätter ganz durchzulesen, und ich hoffe, er werde alsdann, wenn

er

er anderst nicht einer von den hartnäckigen Starrköpfen ist, qui jurarunt in verba magistri, (a) bald so, wie ich, darüber denken. Daß aber die Spötter und Neuerer in Religionssachen so grossen Anhang zu finden pflegen, dies ist gewiß jedem sehr begreiflich, der die Fabel vom grünen Esel, oder die, von dem so oft in die Hände neuer Erben gekommenen Hute kennet. Aber man darf die Ursache davon eben nicht in den Fabeln, und moralischen Gedichten suchen; es giebt Leute, bey welchen die Dichter mit allen ihren Werken sehr übel angeschrieben sind, und diese weise ich zur Geschichte hin, ja, sie, diese ihnen ehrwürdigere Matrone soll ihnen erzählen, wie anzüglich, wie bezaubernd, und hinreißend der Reitz des Neuen immer für die Welt gewesen sey, wie er ganze Völkerschaften irre geführt, und oft auch die größten Männer verblendet hat. Wenn ihnen nun die Geschichte diese traurigen Begebenheiten samt ihren meistens schreckbaren Folgen erzählt, so werden sie doch künftig nicht glauben, daß jeder

Schrift-

(a) Welche auf die Worte ihres Lehrers geschworen haben.

Ein Sprüchwort.

Schriftsteller untrügliche Wahrheiten geschrieben habe, der wider irgend eine Religion zu Felde ziehet, und schnell, aber meistens zur Schande seines Zeitalters einen sehr zahlreichen Anhang bekömmt, noch daß er allen den Beyfall, den ihm der trunkene Pöbel im Taumel der Freude über seine Neuerungen zuklatschet, wirklich verdiene. Was denjenigen betrift, von dessen Werke ich hier reden will, so soll man aus der Fortsetzung dieser Blätter sehen, in welchen Stücken mir seine Schrift unseres Beyfalls würdig schien. Doch will ich keineswegs wider ihn als ein Criminalrichter zu Gerichte sitzen, um Leben oder Tod über ihn, als über einen Missethäter auszusprechen. Der Verfasser der Beyträge, der die löbliche Gewohnheit zu haben scheint, aller Leute Denkungsart nach dem Maasstabe seines erbaulichen Ich zu messen, zu beurtheilen; wird das was ich itzt gesagt habe, nicht für meinen ernstlichen Vorsatz ansehen, weil nämlich er selbst kein Bedenken trug, uns auf seiner 23. S. durch eine ähnliche Versicherung zu hintergehen und zu täuschen, ich will es also versuchen, ob es nicht möglich sey, ihn zu überzeugen, daß mir dieses blos anmaßliche und nur in unserer Einbildung gegründete Recht über andere stets in vollem Ernste gehäßig ge-

we-

wesen sey. In dieser Absicht will ich ihm eine Stelle aus meinem Morgengebette hersetzen; doch muß ich ihn zum voraus erinnern, daß er der Kirche keine Schuld gebe, wenn er etwas anstößliches, oder lächerliches darinn aufspühren sollte: es ist das Werk eines Layen, welches nicht mit dem Gepräge des Kirchen Beyfalles pranget, und das ich einst im Ueberdrange meines Herzens nur für mich niederschrieb. Diese Stelle lautet nun also:

Nie soll meine Zung es wagen,
Dir mein Gott in deine Rechten
In die förchterlichsten Rechten
Einzugreifen, und den Machtspruch
Der Verdammung über meinen
Bruder, wenn er irrt, zu donnern.
Hohn und Spott, und die Verachtung
Will ich fern von mir verbannen,
Immer will ich schamroth meiner
Eignen Schwäche mich erinnern.

Diese Stelle meines Morgengebettes, das ich täglich mit Ueberzeugung zu bethen pflege, ist, wie mir scheint, ein hinlänglicher Beweis, daß ich nicht so, wie jene Prediger gedenke, von denen der Verfasser behaupten will, daß sie uns

ar=

arme Layen wegen der mindesten Kleinigkeit, die ihnen mißfällt, gliech in den tiefesten Abgrund der Hölle hinabbannen. Ich will mit dem Bannstrahl nichts zu thun haben, auf daß ich nicht durch denselben umkomme (b) und folglich hat der Verfasser, was diesen Punkt betrift, von mir nichts zu beförchten; vielmehr will ich diese Gelegenheit an ihm ein Werk der Barmherzigkeit (c) auszuüben, nicht aus den Händen lassen, da er wahrscheinlicherweise einen heilsamen Rath nöthig hat, wie er seine Ehre, der seine Schrift bey klugen Lesern (d) nothwendig nachtheilig seyn mußte, auf eine geschickte Art retten könne.

Ei-

(b) Dann alle, die das Schwerdt ergreifen, werden durch das Schwerdt umkommen.

In der Paßion unsers Heilands bey Matthäo am 26. Kap. V. 1.

(c) Das 3te nämlich von den 7. geistlichen Werken der Barmherzigkeit heißt: Den Zweifelhaften recht rathen: auch lese ich bey Syr. 14. V. Hast du Verstand, so antworte deinem Nächsten.

(d) Und! deren giebt es troz der Meinung des Verfassers doch immer noch sehr viele. Das gründliche Urtheil, welches man an vielen Orten über

sel-

Einen solchen Rath will ich ihm nun ertheilen, und ich verspreche ihm auch mit dem Nachdrucke eines von dem Gefühle seiner untrüglichen Kunst durchdrungenen Leibarztes die beßte Wirkung von der Arzney, die ich ihm verordnen will, wenn er sie anders nach meiner Vorschrift gebrauchen will. Den Heilungsbalsam, den ich ihm anrathe, soll ihm seine Feder darreichen Doch hier glaube ich, ihn ausrufen zu hören: Aus dieser habe ich ja das Gift meiner Krankheit. gesogen, wie kann dann Gift und Gegengift in einer Quelle vereinbaret seyn? stille, stille! solche Ausrufungen beleidigen mich; der Kranke muß nicht glauben, klüger, als der Arzt zu seyn und Aerzte sind nicht gewohnt, ihre Vorschriften lange prüfen und untersuchen zu lassen: Dies im Vorbeygehen: nun wieder zur Sache.

Ich rathe ihm also, die Feder zu ergreifen, und der Welt frey zu gestehen, daß er in jener Stunde, in der er seine Beyträge schrieb, die meisten Religionsgegenstände durch ein betrügerisches Fernglas, Sehrohr, oder Vergrösse-

---

seine Schrift fällte, und die wohlverdiente Verachtung, mit der man auf sie herabsah, war ein untrüglicher Beweis davon.

serungs betrachtet habe, daß dieses Glas die Farbe dieses oder jenes Vorurtheiles gehabt habe, daß eine Mackel von (e) und ein Fleck von — (f) darauf gewesen sey, daß es ihm folglich die schönsten, einfärbigsten und reinsten Gestalten nothwendig bunt, unrein und fleckicht habe vorstellen müssen, und was dergleichen Dinge mehr sind, die er besser und mühesamer abschleifen soll, als ich es hier thue. Der Töpfer ist zufrieden, wenn er nur einmal den rohen Thonklotz hat, und er bildet sich alsdann einen Vulkan oder eine Venus daraus nach der Kenntniß einer eigenen Fähigkeit: denn er weiß schon, welche Art von Gestalten ihm besser zu gelingen pflege. Wenn sich also der Verfasser der Beyträge dieses Mittels, das ich ihm hier an die Hand gab, auf eine geschickte Art bedienet, wenn er mit einer ungeheuchelten Offenherzigkeit, und wohlanständigen Freymüthigkeit gestehet, daß er die meisten Gegenstände,

— (e) —

(f) Aus Furcht den Herrn Verfasser zu beleidigen, und ihm vielleicht Unrecht zu thun, wenn ich diese Mackeln, und Flecke hätte nennen wollen, überlies ich es seiner eigenen Aufrichtigkeit, uns dieselben genauer zu bestimmen.

die er uns schilderte, verkannt habe, so wird es ihm leicht seyn, die Wunde, die er seiner Ehre durch seine Schrift selbst geschlagen hat, wieder zu heilen. Er wird mir vielleicht sagen, dieses Mittel habe so viel härbes und bitteres in sich, daß es ihm davor eckle; allein er soll bedenken, daß die Arzneyen überhaupt keine Schleckerbißchen zu seyn pflegen, und daß jene nicht das mindeste Recht haben, sich über die Bitterkeit zu beklagen, die sich ihre Krankheit muthwilligerweise selbst zugezogen haben.

Da ich mich ihm nun aber schon zum Arzte angetragen habe, so will ich meine übernommene Rolle auch ganz ausspielen. Ich verordne ihm daher nebst dem itzt angezeigten Heilungsmittel auch ein Bewahrungsmittel für die Zukunft wider eben dieses Uebel, und verspreche ihm, wie oben, von dem Gebrauch desselben die beste Wirkung. Ich verlange in dieser Absicht nichts anders von ihm, als meine hier folgende Vorschrift genau zu erfüllen. Er lese nämlich bey kaltem Blute, und wenns möglich ist, mit Hindansetzung aller Vorurtheile alles das aufmerksam durch, was ich bereits über seine Schrift schon gesagt habe, und noch sagen werde; alsdann betrachte er den höchstnachtheiligen

gen

gen Einfluß, den eine solche Beurtheilung seiner Denkungsart auf seine Ehre haben müße, besonders, wenn sich, welches sehr wahrscheinlich ist, mehrere Leute fänden, die in diesem Punkte meiner Meinung wären. Diese Betrachtung ist ein unfehlbares Bewahrungsmittel für jeden, der in die Versuchung geräth, seine Ehre auf solche Art selbst zu beflecken. Freylich wird mir der Verfasser der Beyträge auch hier sagen, daß diese Arzney sehr eckelhaft sey, daß er schon fast alle seine Geduld habe erschöpfen müssen, um diese Schrift nur bis auf gegenwärtige Stelle zu lesen, und daß ich es ihm vernünftiger Weise gar nicht zumuthen könnte, diese meine langweiligen und höchstunangenehmen Gedanken und Erinnerungen bis ans End mit ununterbrochener Aufmerksamkeit durchzulesen, besonders da es schiene, als sey dies ganze Bändchen nur geschrieben, um ihn recht tief herabzuwürdigen, und bey aller Welt verächtlich und verhaßt zu machen. Wohlan! setzen wir, daß dies so wäre, setzen wir, daß ich die böse Absicht hätte, mich an ihm zu reiben; mit welchem Rechte würde er sich wohl darüber beschweren können? Wie kann jener fodern, daß man seiner schonen sollte, der sich selbst ohne aller Schonung an denjenigen Gegenständen auf eine leichtfertige,

spöttische Weise rieb, die einem jeden, dem sie auch nicht heilig sind, doch wenigstens ehrwürdig seyn sollten? Oder hat er es vielleicht nicht gewußt, daß ihm mit eben der Maas, mit der er ausgemessen hatte, wieder werde eingemessen werden. (g) Was nun aber die Geduld betrift, die er nöthig haben würde, um diese meine ihm so unangenehme Schrift ganz durchzulesen, so darf er mir auf mein Wort glauben, daß ich bey Verfassung derselben gewiß noch mehr Geduld nöthig hatte. Das Verhältniß zwischen uns beyden scheint mir eben dasjenige zu seyn, welches man fast täglich zwischen Gesunden und gewissen Kranken findet; diese fühlen oft eine gewisse Bitterkeit, eine Säure oder einen übeln Geruch, dessen Urquelle das Gift ihrer Krankheit ist; dies Gefühl wächst gemeiniglich mit der Gefahr der Krankheit, und wird am Ende so stark, daß der Kranke alsdann den vortreflichsten Geruch von dem allerunangenehmsten, und ein Leckerbißgen von der eckelhaftesten Arzney kaum mehr zu unterscheiden vermag, da indessen des Krankenwärters gesundes Gefühl für jeden auch schwachen Eindruck sehr empfänglich ist, und er die Arzney, die

(g) Luk. 6. Cap. 38 V.

die er zubereiten, oder dem Kranken darreichen muß, schon in diesen wenigen Augenblicken zur Hälfte genießt; daher eilet er auch nur, um sie bald aus seinen Händen zu bringen, auf daß er nicht selbst wegen den gräßlich riechenden Dunst, den dieselbe von sich giebt, vor Eckel erkranke: Ich glaube auch, daß er in diesem Stücke sehr weislich handelt, und da ich mich hier so ganz in seiner Lage finde, so will ich mich bestreben, seinem Beyspiele zu folgen.

Zweyte Meinung

über

die Beyträge zur Schilderung Wiens.

In Rücksicht auf verschiedene einzelne Stellen derselben.

Das, was mir in dem ersten Bändchen der Beyträge zur Schilderung Wiens nothwendig vor allen in die Augen fallen muste, war das Bild, welches ich gleich auf der ersten Seite des Titelblattes fand. Ich verglich es mit seiner Aufschrift, und mit den aus den Briefen des Apostels Paulus angeführten Stellen, und dachte mir: „ Die kluge Wahl dieses Vignetchens ist schon ein gutes Zeugniß von dem „ Geschmacke des Verfassers: denn was kann „ sich wohl besser zu einer satyrischen Schrift „ wider die Wiener schicken, als die Vorstellung des in einem unseligen Schlummer da „ liegenden Wiens, das ein Satyr mit einem „ klei-

„ kleinen Sprößlein unter der Nase kitzelt, um
„ es zu wecken.

Aber da ich das ganze Bändchen ausgelesen hatte, dachte ich ganz anders davon, und schämte mich vor mir selbst, daß ich mich so schnell von einem für den Verfasser allzugünstigen Vorurtheile habe dahinreißen lassen, ich erkannte nun, wie wenig er die Ehre verdient habe, die ich ihm durch meine vorgefaste Meinung erwiesen hatte. Ich sah nun ein, daß er statt des Satyrs mit dem Sprößlein vielmehr einen Cyclopen (h) mit seinem schweren Hammer hätte sollen hinzeichnen lassen, der den Wiener, statt ihn mit kitzeln vom Schlummer zu erwecken, durch einen Streich seines Werkzeuges in einen noch tiefern Schlummer versenkte, in einen Schlaf, aus dem er nie wieder erwachen könnte. Dieser einäugichte Schmidgesell des Vulkans würde das richtigste Ebenbild des Verfassers seyn; denn wenn wir uns sein Werk

(h) So heissen in der fabelhaften Geschichte die ungeheuren einäugichen Schmidknechte des Vulkans die ihm helfen, die Waffen der Götter, und besonders die Donnerkeule des Jupiters schmieden.

in allen Stücken zur Richtschnur wählten, so würden wir bald über viele Dinge in einer noch viel dichteren Finsterniß dahinwandeln, als diejenige ist, von welcher er sagt, daß sie uns itzt umgiebt. Ebendarum erinnert mich der Verfasser an die Fabel von dem Bären, der, um eine Fliege von der Stirne seines schlaffenden Herrns zu verjagen, einen schweren Stein hinwarf, und ihn erschlug. Je nu! dem Bären war's noch zu vergeben, er that es nur aus Dummheit in der besten Absicht; Wird man aber eine ähnliche That auch demjenigen vergeben, der seinen niederträchtigen und boshaften Absichten alles, auch das heiligste aufopfert, und aus Erbitterung, Ehrgeitz oder Eigennutz an der Gewissensruhe seiner Brüder zum Meuchelmörder wird, der sein Gesicht unter der Larve der erdichteten Frömmigkeit verbirgt, und sich unter dem Namen des wahren Christen, wie unter einem prächtigen Purpurmantel verstecket, um in dieser Vermummung ohne Widerstand morden zu können.

Was seine Vorrede betrift, so giengs mir mit selber, wie mit dem Titelbilde. Kurz, sie gefiel mir Anfangs bis auf die Stelle, wo er verspricht, herzlich gerne gründliche und liebvol-

le Zurechtweisung anzunehmen, wenn er vielleicht irgendwo gefehlt haben sollte. Dies Versprechen mußte mir nothwendig gleich verdächtig seyn, weil dieser abgenützte Kunstgriff der Schriftsteller schon weltbekannt ist. Da ich aber kaum die ersten sechs oder acht Briefe durchgelesen hatte, so dachte ich: Ha! welch ein reissender Wolf im Schafskleide (i)! Ich sah nämlich ein, daß viele seiner Sätze weiter nichts als offenbare Lügen seyn, und nur da stünden, auf daß es dem Verfasser leichter würde, seine Heucheley nnd übrigen Absichten hinter der Larve und dem Mantel der wahren Religion zu verbergen, worunter seiner Sage nach so viele Mißbräuche, und ärgerliche Irrthümer verborgen liegen, und nun mußte ich erst recht herzlich wegen des schon berührten schriftstellerischen Kunstgriffes lachen, dessen er sich bediente, die Gewogenheit und den Beyfall seiner Leser zu erschleichen, und zu erbetteln. Um aber seiner Bitte einen Nachdruck zu geben, so fügt er weißlich eine Betheurung und eine Drohung hinzu, durch die er jedem die Lust und den Muth zu benehmen hofft, ihm seinen Beyfall zu versagen.

Gel-

(i) Nach Matth. 7. C. 15. v.

Gellert, Gellert! Wohl dir, daß du nun ruhig schläfst, und nicht weist, daß man von deinem Bilde des Bettlers mit dem bloßen Degen (k) das du zur Besserung aufgestellet hast, so übel Gebrauch macht, und deinem Bettler noch immer fleißig nachahmet; es heist noch heute, wie es damals hieß:

Der Autor will den Beyfall nicht erpressen,
Nein er verläßt sich blos auf unsre Billigkeit,
Doch, daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beyden Händen Krieg und Streit.

Nur noch ein paar Worte von der Vorrede, und dann zu den Briefen selbst: Man kann unmöglich artiger seyn, als es der Verfasser auf der 5. S. ist: denn nachdem er seine guten Absichten aufs möglichste angepriesen, und alle bösen, die man ihm etwann zumuthen könnte, abgelehnet zu haben glaubt, setzt er noch eine sehr schöne Abbitte gegen jeden von ihm vielleicht wider seinen Willen geärgerten Christen hinzu. Wahrlich die schönste Erfindung, um sich auf alle

(k) In seinen Fabeln und Erzählungen im 1. Theil.

alle möglichen Fälle aus der Schlinge zuziehen! nur schade, daß ich im ganzen Gesetze keine Stelle finde, die das Geboth enthält: bitte den, welchen du ärgerst, um Vergebung. Wohl aber lese ich: (l) wehe dem, durch welchen Aergerniß kömmt! (m) und — es wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenket würde.

Der erste Brief, der so, wie der folgende nur eine Art von Anlage oder Einleitung zum übrigen ist, verräth eben nicht die geschickteste Feder, doch daran wäre bey dieser Gelegenheit wenig gelegen. Was aber das sanfte Lächeln betrift, das der Verfasser seinen Lesern durch diese Briefe abzulocken verhofft, so zweifle ich sehr, ob er seinen Zweck nicht verfehlet habe. Gelacht werden wohl manche darüber haben; der eine vielleicht über seine Unwissenheit, der andere über seine ungeschliffene Art sich auszudrücken, über seinen unverschämten Stolz auf seine doch sehr eingeschränkte Kenntnißen, u. s. w. Doch ist es höchst unwahrscheinlich, daß dies vom Mitleiden oder

(l) Math. 18. Cap. 8. v.

(m) Matth. 18. Cap. 6. v.

oder Aergerniß veranlaßte Lachen ein sanftes Lächeln gewesen sey. Auf eben dieser S. vergleicht sich der Verfasser mit dem Weisen von Genf; dieß ist viel gewagt!

Im zweyten Briefe S. 9. werden andere Schriftsteller wegen verschiedenen Fehlern getadelt, und da fiel mir nun die Fabel von den zween, mit Fehlern gefüllten Säcken ein, die Jupiter den Menschen aufgebürdet hat, daß sie den, der mit den fremden Fehlern angefüllt ist, stets vor Augen haben, ihre eigenen Fehler aber nicht sehen können, weil sie diesen Sack auf dem Rücken tragen. Unter andern verurtheilet der V. einige seiner Amtsgenossen wegen übel verkochter unausführbarer Reformationsprojeckten und bitterer Spöttereyen. Dieß mißfiel mir nun im höchsten Grade. Hat wohl der Dieb, dachte ich mir, das Recht, seinem Gehülfen, oder einem andern armen Schelm das Todesurtheil zu sprechen? man könnte mir vielleicht sagen, daß dieß gar nichts seltnes sey. Uibel genug, wenn es also ist; aber es folgt doch nicht daraus, daß eine Sache, weil sie täglich geschieht, auch mit gutem Rechte geschieht. König August gab uns in diesem Stücke ein erbauliches, und nachahmungs-

mungswürdiges Beyspiel durch eine That (n), die seinem Herzen bey der spätesten Nachkommenschaft noch Ehre machen wird. Auf der 10. S. fährt der V. in eben dem Tone fort, den er auf der 9. angestimmt hatte, und zwar so, daß derjenige, welcher ihm eine recht gut auf ihn passende Strafpredig halten wollte, ihm nur diesen seinen eignen Brief vorlesen dürfte. Uiber die eilfte Seite. Wahrlich, H. V. Sie haben auch nicht Ursache, bey ihren Meinungen eine Professormine zu machen. Es ist gar zu vieles daran zu widerlegen, und die nähere Bestimmung vermißt man überall.

Im dritten Briefe S. 12. fand ich eine gute richtige Lehre: nichts ist gewisser, als, daß gar

---

(n) Man legte ihm das nach einem alten sächsischen Gesatz über einen Verbrecher abgefaßte Todesurtheil zum Unterschreiben vor; er aber begnadigte den Verurtheilten, und vertilgte ein Gesetz, welches ihn heimlich selbst verurtheilte, und welches sich nicht in dem Recht der Natur gründet, sondern ohne Zweifel nur die Geburt jener Eifersucht ist, welche die mittäglichen Völker beherrschet.

S. des Antimachiavels. 7. Cap.

gar zu vieles Licht blendet. Wollte Gott, der Verfasser hätte sich diese Lehre recht eingepräget! Schade, daß der V. seine Kenntnissen nicht besser zu nützen weiß? da sagt er uns nun auf der 13. S. daß der Ernst das Gesicht des Mannes ziere, und doch läßt er uns im steten Zweifel, ob er diese schöne Mine des Mannes auch nur auf wenige Minuten nachzuäffen im Stande sey: überall ist er entweder muthwillig, oder auf eine solche Art ernsthaft, daß man ihm Aerger, Haß und Groll an der Stirne liest, und diese verzerren und verunstalten sein Gesicht, statt es zu zieren. Dann fährt er wieder mit einem heilsamen Vorsatze fort, den er nicht hält und zieht S. 14. wider Fehler los, die er alle in der Folge selbst begehet, und nun folgt S. 16. 17. und 18. das Gemäld des Christen, der mehr auf das Ceremoniel, als auf das wesentliche seiner Religion hält. So viel auch gewisse Leute überspanntes in demselben wollten gefunden haben, so fand doch ich es leider nur allzurichtig, wie ich denn auch überhaupt den V. das Recht muß widerfahren lassen, daß er jeden belachenswürdigen Irrthum, und wenn er immer auch in dem entferntesten Winkel verborgen läge, mit seinen scharfen Luchsenblicken aufzustechen weiß. Nur in der am Ende gemachten

Rechnung fiel mir ein grosser Verstoß auf; ich las nemlich: so ist der kurze Lebenslauf der meisten unserer Mitbürger. Wenn man von den meisten spricht, so dächte ich, man wolle dadurch doch immer wenigstens mehr, als eine Hälfte von jener Zahl, von der man spricht, andeuten. Um aber einzusehen, daß dieß Gemäld sich nicht auf eine so grosse Anzahl unserer Glaubensgenossen erstrecket, darf man nur ein paar gesunde Augen haben, und einen Kopf, in dem es nicht ganz so verwirrt und unordentlich zugehet, wie in dem Kopfe des V. Auf der 19. S. folgen ein paar gute Wünsche, bey denen ich und alle gutgesinnten unsere Stimmen mit jener des V. vereinigen. (o) Noch eines. Ich heisse zwar alle diese angeführten Dinge gut ꝛc. Er heißt sie gut, und spricht doch so spöttisch als es nur möglich ist, von ihnen, heißt sie gut, und setzt doch die, welche im höchsten Grade zu billigen sind, mit jenen, derer Vertilgung wirklich zu wünschen wäre, in eine und ebendieselbe verworrene Reihe.

Im

(o) Nur hätten diese Wünsche nicht dem Pöbel, sondern allein denjenigen sollen vorgeleget werden, von denen der V. weiß, daß sie Macht haben, dieselben in Erfüllung zu bringen.

Im vierten Briefe, S. 22. ist nun schon wiederum ein guter frommer Wunsch. O ja! gewiß jedermann wünscht, daß die Zahl der Normalbücher mit einer Anleitung zur Kenntniß der Kirchengebräuche vermehret würde, aber Gott behüte, daß es ja dem V. der Beyträge nicht aufgetragen würde, uns dieselbe Anleitung zu liefern! Auf welche eine kleine Anzahl würde er nicht alle diese sogenannten Ceremonien herabsetzen, wie viele davon, die höchstlöblich sind, würde er nicht für Mißbräuche erklären? und würden nicht auch selbst diejenigen, die er gut hiesse, das meiste von ihrem Ansehen und Werth verlieren, wenn sie von seiner allzuspitzigen Feder beschrieben würden? Nun komme ich auf eine Stelle, die mir um desto lächerlicher war, je frömmer und gelehrter ihr Gepräge beym ersten Anblicke scheinen könnte. Mich selbst haben die eingeschlichenen Mißbräuche zu einen Erzfeind aller Bruderschaften gemacht, aber doch wäre es mir nicht einmal im Traume eingefallen, die Bruderschaften darum für unerträglich zu erklären, weil ihre Mitglieder auf den Glaubensartikel der Gemeinschaft der Heiligen vergessen. Mich wundert nur, daß der V. nicht auch die Päbste, Kardinäle, Bischöffe, und alle die, welche für ihre Vorfahrer Seelenämter, Gebether

ther ꝛc. zu halten pflegen, eben dieser Vergessenheit an die Gemeinschaft der Heiligen beschuldiget: denn nach seinem Grundsatze müssen ihnen ja ohnehin alle guten Werke der Rechtgläubigen zu gutkommen, was ist es also nöthig für sie, solche insbesondere auszuüben. Ey seht doch, wie es so schön läßt, wenn die Schafe ihrem Hirten den Weg weisen! Wahrlich mit diesem Schlusse des V. verglichen, hat v* S** noch sehr weislich gedacht, da er auf seinem Todbette nicht mehr, als eine Seelenmesse für sich anordnete: denn — doch dieß gehört ja eigentlich nicht hieher, also weiter: Auf der 24. S. stellt uns der V. das Gemäld eines Bruderschaftsbuchführers vor die Augen, und ich kann ihn versichern, daß es trotz seiner Fähigkeit, alles lächerlich zu machen, ihm diesesmal doch mißlungen hat, bey seinen Lesern den Ort lächerlich zu machen, in welchem er, wenn wir ihm glauben dürfen, dieß Original antraf. Es ist wahrlich schade, daß diese so lebhaft, und mühesam ausgemachte Schilderey, die eine Hauptscene zu einer Burlesque abgeben könnte, an dieser Stelle zu gar nichts tauget: denn wer wird wohl, wie es der V. zu wünschen scheint, deswegen über alle Kirchen ein schallendes Gelächter auf-

schlagen, weil eine das Unglück hatte, einen solchen Narren beherbergen zu müssen?

Uiber den 5. Brief. Der V. hat weislich gehandlet, daß er seine Gedanken in einen Briefwechsel zwischen 2. Freunden eingekleidet hat: denn auf diese Art gewann er eine Gelegenheit, seinen Einfällen, in die er mehr, als ein Aff in seine Junge verliebt ist, selbst einen Altar aufzurichten, um ihnen das nach seiner Meinung wohlverdiente Lob zu opfern. Aber ein so hochgelehrter Mann, der nebst dem deutschen, und latein, auch sein französisch und englisch verstehet, und uns S. 27. den Voltaire und S. 54 die Ausruffung Yoriks anführet, ein solcher Mann sollte doch wohl einsehen, welch eine gräuliche, auszischenswürdige Thorheit es sey, seine eigne Geburt auf einen Altar hinzusetzen, und ihr das Räucherfaß der Schmeicheley entgegen zu schwingen. Doch diese hochgelehrten Leute vergessen bisweilen auf Kleinigkeiten, mit denen wir Layen uns beschäftigen, darum erinnere ich ihn, daß jeder, der sich selbst erhöhet, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, wird erhöhet werden (p).

Was

(p) Luk. 14. Cap. 11. V.

Was der V. S. 28. und 29. von Abschaffung der grotesken, unanständigen und ärgerlichen Bilder, und Statuen sagt, an derer Statt man die Leidengeschichte oder verschiedene Tugenden der Gerechten auf eine erbauliche Art vorstellen soll, so gehört dieser Vorschlag nach meiner geringen Einsicht ebenfalls zu den unausführbaren Reformationsprojekten, wider die der V. selbst auf der 9. S. losziehet. Wenn hier der Ort dazu wäre, so könnte ich einige Beyspiele von mißlungenen Versuchen, die man in dieser Absicht gemacht hat, anführen. Man hat zu M* und zu P* dem Pöbel gewisse Bilder aus den Augen geräumt, an denen sich aufgeklärte Leute gestossen hatten; man hat auf den Vorschlag dieser Leute andere Bilder hingehängt, die man für erbaulicher hielt, aber der Erfolg hat gewiesen, daß die weggeschafften Bildsäulen und Gemälde den Begriffen des Pöbels viel angemessener waren, und ihn zur Andacht vielmehr aneiferten, als die, welche man an ihrer Stelle neuerdings aufgerichtet hatte. Ich selbst habe gewisse Leute über einige nach der Leidensgeschichte von einem grossen Meister sehr geschickt entworfene Stationsbilder laut lachen gehört: hätte man wohl deßwegen die Bilder gleich verbrennen sollen? ich glaube nein: denn hierüber wür-

den sich noch mehrere geärgert haben; und jedermann sieht also leicht ein, daß es viel leichter ist, solche halbverkochte Projeckte zu machen, als sie auszuführen. Alles, was mir in diesem Stücke noch thunlich scheint, wäre, daß man diese Steine, an denen sich doch mancher stossen könnte, an solche Oerter hinlegte, wo ihnen jeder ausweichen, und seinen Weg ungehindert fortwandeln kann, und wo also wenigstens niemand gezwungen würde, seinen Fuß an denselben zu verletzen. — Daß die Habsucht der Mönchen das meiste zu den bey Verehrung der Heiligen eingeschlichenen Mißbräuchen beygetragen hat, ist freylich ausser allen Zweifel, aber was kann wohl das nützen, daß sich der V. auf den Platz hinstellet, und dieß mit lauter Stimme allem Volke erzählet? Seine Erzählung wird diese Krankheit der Religion nicht aus dem Grunde heilen, sondern sie vielleicht noch gefährlicher machen, weil der, welcher seine List verrathen sieht, sich bestrebet, dieselbe zu verfeinern, und es werden die letzten Dinge desselbigen Menschen ärger, dann die ersten. (q) Würde es also nicht besser gewesen seyn, wenn

der

(q) Luk. 11. Cap. 26.

der V. alles dieß ganz leise nur denjenigen ins Ohr gesagt hätte, welche Macht haben, diesen Übeln abzuhelfen? Diesen, dächte ich, hätte ers vorstellen sollen, daß die zu sehr angewachsene Zahl der Mönchen es ihnen unmöglich mache, die Ausgaben ihrer Klöster zu bestreiten, ohne zur List, und dem gemeinen Wesen höchst schädlichen Kunstgriffen ihre Zuflucht zu nehmen, und was er sonst noch über diesen Punkt zu sagen gewust hätte.

Das ist doch recht drollicht, was ich da auf der 31. S. lese: Ich habe wider alles dieses nichts einzuwenden, als daß es von der Kirche nicht gutgeheissen, und dennoch von den Bischöffen geduldet wird, und dieß ärgert mich, in die Seele. Kann man wohl ja und nein in genauerer Vergesellschaftung sehen, als in diesem Satze.

Das, was der V. auf eben dieser S. von der Abgötterey sagt, ist uns ein neues Zeugniß von den unrichtigen und verwirrten Begriffen, die er von den meisten Religionssachen hat; oder haben es ihm diese Leute gesagt, daß sie das Bild, von dem er da spricht, und nicht den, der durch selbes vorgestellet wurde, für den wahren Gott hielten? ich glaube, nein, sondern er hat

sie ohne Zweifel nur nach dem äußerlichen Schein, und nach ihren Gebärden beurtheilet: auch war ihnen ihre Meinung gewiß nicht an der Stirne geschrieben, und doch erklärt sie der Verfasser gerade zu für Abgötterer. Fast sollte man nicht glauben, daß er auch nur die ersten Grundlehren des Christenthums kenne, denn er müßte ja sonst gelesen haben, was geschrieben ist durch Lukam. (r) Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet werden; Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet werden. Ey Herr V. lassen sie uns immer in unserer Finsterniß, wegen welcher sie uns so sehr beklagen; so lange, als wir so; wie itzt im dunkeln dahinwandeln, können wir noch immer auf einen Strahl hoffen, der uns auf unserm Pfade vorleuchte, wie den Kindern Abrahams auf den Irrwegen durch die Wüste ihre Nebelwolke, und ihre Feuersäule vorgeleuchtet haben; wenn uns aber, was Gott verhüte, jenes Licht der Vernunft zu leuchten anfienge, das sie uns wünschen, und das sie bereits schon verblendet hat, so würden wir gleich ihnen davor erblinden, und alsdann ohne aller Hoffnung in einer unvertilgbaren Finsterniß dahin wandeln müssen.

Nun

(r) Am 6. Cap. 37. V.

Nun komme ich zu einer von den besten Stellen aus dem ganzen Werkchen. Nichts ist so wahr, als der Anfang des 6. Briefes auf der 32. S. der in dem Geständniße bestehet, daß der V. seine Klagen über die bey Verehrung der Heiligen eingeschlichenen Mißbräuche nur andern nachgelallet habe. Man weiß ja, daß der Herr v. Voltaire allen diesen Herren den Ton (s) angegeben hat, die seit einigen Jahren über diesen Gegenstand bey uns so viel Lärmens machen. Daß sich die Menschen bey Gott, wie bey einem Weltfürsten einen Fürsprecher wählen, dieß ist eine Sache, die unter tausenden nicht einem so auffallend, und anstößig seyn wird, als sie dem Verfasser ist.

(s) Voltaire antwortete dem Engelländer Sherloke, da er ihm fragte, ob es wohl an dem sey, daß er eine Kirche habe bauen lassen. „ Es ist an dem, und sie ist „ die einzige auf der Welt zur Ehre Gottes; *) „ man hat Kirchen dem H. Paulus, oder der H. „ Genofeva, aber keine Gott zu Ehren gebauet. „ S. des obbenannten Engelländers 23. Br.

*) Die Uiberschrift auf der Kirche war: Deo erexit Voltaire.

Auf der 33. S. der die 5. Gegensätze ein recht gelehrtes Ansehen, doch nur auf den ersten Anblick leihen, sind nun ein paar gewaltig auffallende Unwahrheiten, die der V. aber mit einem so unverschämten Vertrauen auf ihre Gewißheit hinschrieb, als nur je ein Scolastiker sein lahmes Sophisma kann hingeschrieben haben. Das unerträglichste dabey ist, daß er mit einem gewissen Stolze auf seinen Beweise pochet, die er selbst für unwiderlegbar hält, da man doch weiter nichts, als den Gebrauch seiner Augen und Ohren nöthig hat, um einzusehen, daß es offenbare Lügen sind. Dieß wird uns jeder vom Pöbel, der nur je den geringsten Religionsunterricht genossen hat, sagen können. Der V. muß mit seinem Steckenpferde, von dem er uns an mehreren Stellen seiner Briefe so viel Wesens macht, allzusehr beschäftiget seyn, als daß er sich nur einmal hätte Zeit nehmen können, dem Volke, wenn es laut bethend und singend durch die Gässen dahinzieht, zuzuhören. Er würde da entweder das Vater unser, und den englischen Gruß, oder doch lauter solche Gebether und Lieder hören, in denen der Allmächtige nirgend vergessen ist. Selbst in dem an Mariam gerichteten Lied, welches das Volk bey jedem feyerlichen Umgange zu singen pflegt, heist das

End;

End: Bitt Gott für uns Maria! und in einem andern: Wir bitten dich demüthiglich, bitte bey Gott, ꝛc.

Und so ist es nun auch mit den übrigen, an Mariam oder an andere Heilige gerichteten Gebethern. Aber da steckt nun eben der Knotten, daß der Verfasser behauptet, es geschehe Gott eine grosse Unehre, wenn man sich einen Heiligen bey ihm zum Fürsprecher wählt, weil dies eine Art von Mißtrauen in seine Allwissenheit verrathe, und man Gott auf diese Art in eine Reihe mit den herrschenden Menschen setze, bey welchen man, wie der Verfasser S. 32. sagt, wegen der ihnen mangelnden Menschen Kenntniß einen Fürsprecher nöthig hat. Wenn unsere Glaubensgenossen diese Absicht bey ihrer Anrufung der Heiligen hätten, wenn sie, sprech ich, dieser Wahn dazu verleitete, so wäre die Verehrung der Heiligen mehr als ein Mißbrauch, sie wäre Gotteslästerung. Und dieser Gotteslästerung soll sich die ganze Christenheit, sollen sich alle frommen und gelehrten Männer schon in den ersten Jahrhunderte der Kirche schuldig gemacht haben? und die Kirche soll das geduldet, gutgeheißen, und selbst Festtage zur Verehrung der Heiligen bestimmet haben, ohne einzusehen, in wel-

welchen Irrthum sie sich und die ihrigen stürze? oder weiß der Verfasser etwann nicht, daß sich schon die ersten Christen an gewißen Tagen bey den Gräbern ihrer Blutzeugen versammelten, um da ihre Andacht zu verrichten? Wie kann er sich nun an den Versammlungen, und Feyerlichkeiten stossen, die, wie er S. 34. sagt, irgend einem Ordensstifter oder Landespatron zu Ehren angestellet werden? oder will er dadurch der Kirche, die solche Feste nicht nur duldet, sondern mehrere davon gebiethet, Vorwürfe machen, und sie eines bessern belehren? merken Sie sichs Herr Verfasser, Der Jünger ist nicht über den Meister. (t) Jeder Sache kann man eine lächerliche Wendung geben, wenn man unverschämt genug ist, Zweydeutigkeiten , und ganz falsche Sätze als gewiß anzunehmen, wie sie es hier mit der Meinung des Pöbels, bey der Verehrung der Heiligen machen. Mein Eifer hat mich ohnehin schon zu einer allzugrossen Weitläufigkeit verleitet, und ich kann also hier nicht noch eine ausführliche Erläuterung über die Verehrung der Heiligen hersetzen. Auch wäre dies überflüssig: denn der Verfasser darf sich nur an den mindesten

sten

(t) Luk. 6. Cap. 40. V.

sten unter jenem Pöbel wenden, auf den er vom hohen Throne seiner eingebildeten Gelehrsamkeit, mit so viel Stolze herabsieht, so wird er hinlänglich überzeugt werden, daß ihm seine Weisheit diesmal einen bösen Streich gespielet hat. Ich las einst in der Geschichte des von Gott auserwählten Volkes, daß selbes am Fuße des Berges Sinai verlanget habe, daß die Gebothe des Herren ihm nicht von Gott selbsten, sondern durch den Mund des Moyses verkündiget würden: wäre der Herr Verfasser ihr Zeitgenoß gewesen, er hätte gewiß gesagt, daß sie den Moyses mehr als Gott selbst schätzten, daß sie dies aus Verachtung oder Geringschätzung Gottes gethan hätten, und so weiters; da doch gewiß jedermann glauben wird, daß die Hebräer dies nur aus heiligem Schrecken, aus Ehrfurcht, und darum thaten, weil sie in der Erkenntniß ihres Nichts die Größe des Abstandes einsahen, der zwischen ihnen und dem Allmächtigen sey. Diese halte ich für die ächten Ursachen, wegen welchen sie Moysen zum Mittler zwischen sich und dem Allmächtigen wählten: Wer nun der Verehrung der Heiligen eine ähnliche Wendung geben will, dem wird sie, wie ich glaube, weder lächerlich noch ärgerlich seyn können. Und über alles dies darf ich den Herrn Verfasser, ja nur mit einem Fingerzeige auf die Urquelle des

Chri-

Christenthums zurückweisen, und befragen, wer Christus war? nennt ihn nicht unsere Glaubenslehre unsern Erlöser? war nicht er der Mittler zwischen Gott, und den mit Sünden beladenen Kindern Adams? Und weiß er nicht, daß geschrieben stehet: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebohrnen Sohn gab, damit alle, die an ihm glauben, nicht zu Grunde gehen, sondern das ewige Leben haben. (u) Und wieder heißt es: Mußte denn Christus nicht dieses leiden ꝛc. (x) Wenn man dem Verfasser glauben wollte, da er sagt, daß wir ein Mißtrauen auf das Allwißen Gottes dadurch äussern, daß wir uns gewisse Heilige bey ihm als unsere Mittler und Fürsprecher erwählen, so müßte es auch Mißtrauen auf Gottes Allwissenheit seyn, wenn man ihn unmittelbar um irgend eine Gnade bäte; wir müßten uns also darauf verlassen, daß er schon wisse, was uns gut und nöthig sey, und wir könnten also, wie das vernunftlose Vieh dahin leben, oder hoffen, ohne unsere Sorge oder Zuthun, wie die Lilien

auf

(u) Johann 3. Cap. 16 V.
(x) Luk. 24 Cap. 26 V.

auf dem Felde zu wachsen, und mit ihnen so schön bekleidet zu werden, wie Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist. (z)

Aber ich weiß nicht, wie sich diese Lehre des V. mit dem Versprechen, und der Ermahnung zum Gebethe vertragen wird, die uns Christus im Evang. Joan. (a) mit folgenden Worten giebt: Wahrlich, Wahrlich! ich sage euch, wenn ihr den Vater um etwas in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. Auch haben wir Beyspiele, die uns bestättigen, daß Gott das Gebeth seiner Diener von jeher angenehm war. So wissen wir, daß Elias gebethet hat, daß es nicht regnen sollte, und es regnete nicht 3 Jahr und 6 Monate, und nun betete er abermals um Regen, und der Himmel gab Regen, und die Erde brachte ihre Frucht (b). Wir wissen, daß der Herr unser Gott zum Ezechias, durch den Mund des Pro-

phe-

(z) Matth. 6. C. 29. V.

(a) 16. Cap. 23.

(b) 5. Epist. Jakobi 17. und 18. V.

pheten Isaias gesagt hat (c): Ich habe dein Gebeth erhört, und deine Thränen gesehen: siehe, ich will deinem Leben noch 15. Jahre hinzusetzen, so will ich auch dich und diese Stadt von der Hand des Königs in Assyrien erretten und beschirmen. So hat Gott auch das Gebeth Eliä erhöret, und den Sohn der Wittwe, von der er zur Noth unterhalten wurde, auf sein Gebeth und Fürsprechung wieder zum Leben erweckt (d). Eine ähnliche Begebenheit lese ich vom Proph. Elisäo (e) mit der Sunamitinn Sohne, von den Einwohnern von Ninive (f), und unzähligen andern, welche uns, wenn wir anders an die Schrift glauben, beweisen, daß es Gott niemals für eine Beleidigung aufnahm, wenn sich die bedrängten einen Fürsprecher oder Mittler bey ihm wählten, oder ihn unmittelbar um irgend eine Gnade anfleheten. Aber alles dieß scheint der V. nicht zu wis-

(c) Lection Isaiä Cap. 38. V. 7. u. 8.

(d) Im dritten Buch der Könige Cap. 17.

(e) Im 4. Buch der Könige C. 4.

(f) S. das 3. Cap. Jonä.

wissen, nicht zu glauben, oder wenigstens nicht überlegt zu haben, welches bey einem Manne, der sich oft ein so hochgelehrtes Ansehen giebt, wahrlich fast unbegreiflich ist. Doch es geschehen ja wohl mehrere Dinge auf Gottes Boden, die unserm sehr begränzten Verstande, unbegreiflich sind, und an denen wir dennoch nicht zweifeln können, weil wir sie selbst mit unsern Augen sehen; so z. B. überzeugt uns der V. S. 39. daß es möglich sey, seine Unverschämtheit so weit zu treiben, daß man in eben dem Augenblicke, in dem man ein Verbrechen verübet, eben dieses Verbrechen an andern auf das strengste tadle: denn er sagt auf dieser 39. S. heißt das nicht, die Religion dem Gelächter der Spötter aussetzen, und der Kirche einen unverdienten Tadel zuziehen? Sollte man glauben, daß ein Mann so dreust seyn könne, in ebenjenem Briefe dieß zu sagen, in welchem er alle seine Kräften anstrenget, um die Religion lächerlich zu machen? in ebenjenem Briefe, wo er einen Espion chinois als den Beobachter unserer Andachten hinsetzet, um die Leser zu bewegen, mit ihm über selbe zu lachen: aber welcher Leser wird dieß wohl thun? gewiß kein anderer, als ein solcher, der alles, was zur Religion gehöret, eben so wenig begreift,

oder wenigstens nicht besser begreifen will, als dieser Espion, dem freylich, alles dieß, weil er keinen Begriff davon hat, sonderbar und lächerlich scheinen müste. Daß dem V. das sogenannte Wohlfahrten und die nächtlichen Andachten so anstößig sind, darüber kann sich niemand wundern, der bey seinen Briefen die Bemerkung gemacht hat, welche jeder, der sie lißt, machen muß, daß der V. alle Welt nach dem Maaßstabe seiner Denkungsart mißt, und da nun er nach seinem eignen, S. 52. gemachten Geständniße das Gotteshaus bey der Abendandacht zu seinem Buhlhause macht, so versteht es sich von selbst, daß er von jedermann in Rücksicht auf solche Gelegenheit arges denke.

Am Schluße dieses 6ten Briefes S. 42. fiel mir eine Stelle gewaltig auf, und ich kann es kaum glauben, daß sie der Verfasser selbst hingeschrieben; vielmehr vermuthe ich, daß es irgend einem bösen Menschen, der des V. Feind ist, gelungen habe, dieselbe auf eine schlaue Art in diese Schrift einzuschalten; und vielleicht werden mehrere, wenn sie diese Stelle lesen, auf eben diese Vermuthung gerathen: denn sie ist ein offenbahres Zeugniß oder vielmehr der beißendeste Vorwurf wider den V. selbst. Wie

mancher Witzling in der Stadt (heißt es daselbst) denkt nicht, der gröste Held zu seyn, wenn er die ganze Religion verwirft, allen Gottesdienst für erdachte Märchen hält, um den Pöbel zu täuschen, und das Geld an sich zu ziehen; und dieses darum weil er zufälliger Weise einige Mißbräuche hat kennen gelernt. Er bekümmert sich wenig zu untersuchen, ob dies die Lehre der Kirche oder nur Privateinrichtungen sind, die nicht selten von der Kirche, nicht einmal geduldet, sondern ausdrücklich verbothen sind.

Die Folge wird zeigen, in wiefern sich der Verfasser bekümmert habe, zu untersuchen, was die Kirche blos duldet, was sie gut heißt, was sie verbeut, und was sie vorschreibt.

So sehr ich nun auch bey Erklärung meiner Gedanken über diesen 6ten Brief meiner Feder freyen Lauf gelassen habe, so habe ich doch, um der Weitläufigkeit wegen nicht ganz unerträglich zu werden, mehrere Stellen unberührt übergehen müssen; so z. B. habe ich noch nicht gesagt, daß der Verfasser S. 36. selbst gestehet, daß unser liebreichster Vater auf die Fürbitte eines, oder einer Heiligen Gnaden erthei-

le, da er diese Wahl eines Fürsprechers bey Gott S. 32. für einen unerlaubten Irrthum erklärte, der aus der Nothwendigkeit bey den Fürsten der Welt, einen Fürsprecher zu haben, entstanden sey. Welch ein Widerspruch! jeder 12jährige Knab, der noch nie über die Thürschwelle des Tempels der Musen gekommen ist, muß ihn mit Händen greifen. Weiters habe ich kein Wort davon gesagt, daß es S. 36. von dem Wohlfahrten heißt: Die Theologen entscheiden in diesem Stücke nichts. Man darf also immer glauben ꝛc. Ich will in Rücksicht auf diese Stelle nur so viel sagen, daß es die größte Thorheit, die sich nur ersinnen läßt, ist, einem ganzen Volke seine Meinung über einen Religionsgegenstand aufzudringen, über den die Theologen selbst nichts entscheiden. Und so bin ich noch für sehr viele andere Stellen stillschweigend vorbeygegangen, theils, weil ich überhaupt nicht gerne allzulang zwischen Disteln und Dörnern fortwandle, theils, weil ich hier gar nicht die Absicht habe, eine Widerlegung zu schreiben: denn immer halte ich es für eine Verwegenheit, wenn Layen, denen mancher Punkt der Gottesgelehrtheit nothwendig dunkel seyn muß, sich an eine solche Unternehmung wagen; und wenn ich in die Versuchung fallen sollte, et-

was ähnliches zu unternehmen, so würde ich mich alsogleich an das Gleichniß Christi erinnern: (g) Kann ein Blinder den Blinden führen? fallen sie nicht beyde in die Grube? Ich bestättige also bey dieser Gelegenheit die Versicherung, die ich schon in der Vorerinnerung dieser Blätter gemacht habe, nämlich, daß ich nicht schreibe, um die Unwahrheiten und Irrthümer der Beyträge aufzudecken oder zu widerlegen, sondern nur, um den Gedanken, die mir bey ihrer Durchlesung durch den Kopf fuhren, Luft zu machen, daß sie mir nicht etwann die Galle, die sie ohnehin schon rege gemacht hatten, in eine schädliche Gährung brächten, und aus dieser Ursache bekümmere ich mich auch wenig um die Ordnung und Bündigkeit desjenigen, was ich niederschreibe. Was die Widersprüche betrift von denen die Beyträge strotzen, so weiß ich, daß diese meine Blätter mich dieses Verbrechens gewiß nicht schuldig machen werden: denn da ich aus Ueberzeugung spreche, so kann ich mir unmöglich widersprechen, welches freylich der Fall des Verfassers der Beyträge nicht ist, der

(g) Luk. 6. C. 39. und 40. V.

aus Eigennutz, Groll, Ehrgeitz oder noch üblern Absichten geschrieben zu haben scheinet. Ich glaube auch, daß man dem Verfasser in Rücksicht auf die Ruhmbegierde eben nicht groß Unrecht thun wird, wenn man ihn mit den Worten des lateinischen Dichters (h) zu denjenigen zählt, die, um weise zu scheinen, mit tadelsüchtiger Zunge den Himmel selbst antasten.

Ich wende mich nun zu den 7. Br. S. 43. Gleich im Anfange lese ich eine recht wohl ausgedachte Vergleichung zwischen den Tagzeiten von der heiligen Theresia und den Schnacken von Prinz Schnudi und Evakathel — oder des Peterkrapfels, und so fort. Schön, herrlich! nur Schade, daß der Verfasser der Beyträge nicht bessere Gelegenheit hat, von seiner Fähigkeit, zum Marktschreyer, oder Possenreißeramte rechten Gebrauch zu machen. Ich kann zehn gegen eines wetten, daß unter hundert herumziehenden Marionettenkrämern ihm gewiß keiner an der Kunst, durch recht schmutzige Schnacken und Zotten Gelächter zu erregen gleich kömmt. Wenigstens hat er

für

(h) in Phœdri Fabeln.

für den Fall, daß ihm aus der Schaar seiner Zuhörer niemand zulache, allezeit sein eigenes Gelächter bereit, um diesen Mangel zu ersetzen. Ob nun gleich das Projektenmachen sonst meine Sache nicht ist, so will ich mich doch diesmal auch vom Strohme der heut zu Tage unter den Schriftstellern so sehr überhandnehmenden Mode hinreißen lassen, und einmal lieber ein Thor mit dem grösten Haufen, als ein kluger allein seyn; weil man mich doch sonst ohnehin nur mit dem Schimpfnamen eines Sonderlinges brandmarken würde. Mein Projekt, das ich zum Nutzen und Vortheil des Verfassers entworfen, wäre also; er sollte sich eine gute Sammlung wächserner, hölzerner, oder mit Stroh (i) ausgeschoppter Dratpuppen und sogenannter Marionetten Männchen anschaffen, um damit, weil er auch im französischen und englischen bewandert ist, die merkwürdigsten Oerter Europens durchreisen zu können: Nur einer kleinen Warnung, die ich ihm hier geben will, würde er sich auf diesen Umherziehen öfters erinnern müßen: Der Pöbel (und hieher gehören auch alle diejenigen, die

(i) Ich müste mich sehr irren, wenn der Verfasser hierin nicht großen Vorrath hätte.

durch unedle Gesinnungen sich der Vorzüge ihrer Geburt unwürdig machen) Dieser Pöbel, so ausschweifend er auch meistens zu leben pflegt, hält doch an vielen Ortschaften noch sehr viel auf einen gewissen scheinbahren Wohlstand und Eingezogenheit sowohl in Rücksicht auf das äußerliche verschiedener Handlungen, als auch in Rücksicht auf die Art, sich auszudrücken: in diesen Ortschaften müste der Verfasser nun sein ungezähmtes Maul mit einem starken Gebiß versehen, um demselben soviel als ihm möglich wäre, Einhalt zu thun: denn es ist gewiß (und dies kann ihm zur Nachricht dienen) daß man eben diese frevelhafte und schmutzige Schrift, die man hier so reißend aufkaufte, und gleichsam verschlang, in mancher Stadt mit wohlverdienter Schmach und Schande würde gebrandmarket haben.

Und hier wäre ich nun also mit meinem Projekte am Ende, doch der V. wird davon wohl ohne allen Zweifel keinen Gebrauch machen wollen; itzt wenigstens gewiß noch nicht: denn so lange man jeden Pasquilartigen Einfall gierig aufrafft, und nach Schmähschriften geizt, sollten sie auch gleich das allerheiligste zum Gegenstand haben, so lang giebt es für Federn, denen das Lästern und Verläumden recht geläufig ist, kein

ein-

einträglicheres Geschäft, als Broschüren von von dieser Art hinzuschmieren. Noch sind diese Schriften dem Publikum neu, und eben darum werden sie so schnell vergriffen und verrissen, daß man bald an eine zwote oder wohl gar dritte Auflage gedenken muß. Heil den Authoren von dieser Klasse, und ihren Buchdruckern! Nur schade, daß ihr Glück wahrscheinlicherweise nicht lange dauern wird: denn sie haben wahrlich Ursache zu befürchten, daß sich das Publikum in diesem Punkte eben so betragen werde, wie sich erst jüngst ein sehr reicher junger Edelmann betrug. Dieser hatte das liebenswürdigste Geschöpf von der Welt zur Ehegattinn, ward ihr aber dennoch ungetreu, und schweifte durch eine geraume Zeit bey mancherley feilen Weibsvolke herum. Seine Gemahlinn sah den Vergehungen ihres Ehegatten größtentheils stillschweigend zu, und nur selten versuchte sie es, ihn durch sanfte, freundschaftliche Erinnerungen zu rechte zu weisen. Doch all ihr Bestreben war vergebens, bis er jüngst wider alles Vermuthen selbst aus seinem verderblichen Schlummer erwachte, allen den bunten Schmetterlingen, denen er bisher seine tugendhafte Gemahlinn unbesonnenerweise aufgeopfert hatte, abschwor, und beschloß, sich nie wieder selbst des Vergnügens zu berauben,

das er nun in ihren Armen genießt, und dessen Werth er auf dem Irrwege seiner Ausschweifungen erst recht schätzen gelernt hat. Wenn ihm doch das Publikum, das ihm auf seinem Abwege gefolgt ist, auch bald in seiner Rückkehr nachfolgte! wenn es doch allen den vielfärbigen, meistens schädlichen Broschüren abschwüre, und sich mit den gründlichern und schönern Büchern belustigte, deren unser Vaterland sich bereits schon rühmen kann. Ich weis dieser langen Episode wegen, die ich hier so gewaltig eingeschaltet habe, zwar keine andere Entschuldigung, als das Beyspiel meiner Amts, und Zeitgenossen, welches freylich kein unumstößlicher Beweis ist, aber ich hoffe doch, man werde es mir zu gute halten, daß ich diese Episode nicht wieder ausstreiche, weil man schon weiß, wieviel ein Author dabey leidet, wenn er ein Kind seines Gehirns selbst ermorden soll: und überdieß könnte ich ja gar nicht Anspruch machen, den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts beygezählet zu werden, wenn nicht ein ansehnlicher Theil meiner Aufsätze aus Episoden bestünde.

Nun noch ein paar Blicke auf den 7. Br. den ich zur Ehre des V. lieber vernichten, als noch einmal durchlesen wollte. Ich könnte mit

der

der ausführlichen Erklärung meiner Meynung über diesen Brief allein schon einige Bögen anfüllen, da er aber diese Mühe nicht verdienet, so will ich nur jene Stellen davon berühren, die mir die unleidentlichsten scheinen. Der V. hatte uns S. 21. versichert, daß ihm alles, was die Kirche gutheiße oder verordne, heilig, verehrungswürdig und über allen Tadel erhaben sey, es mußte mir also nothwendig sehr auffallen, daß er in diesem Briefe sein Wort nicht hält, vor der ganzen Welt zum Lügner wird, und nicht nur über gutgeheißene, sondern sogar über vorgeschriebene Kirchengebether auf eine so frevelhafte Weise spottet, die auf das ernsthafteste und strengste geahndet zu werden verdiente. Kann man wohl eine grössere Thorheit ersinnen, als die ist, daß ein Knab (k) der nicht lateinisch versteht, wenigstens die Kirchensprache nicht verstehet, ein Buch in die Hand nimmt, in dem ihm noth-

(k) Ich glaube nicht, daß der V. d. B. sich über diesen Ausdruck sehr wundern oder aufhalten wird, als ein Liebhaber der Englischen Sprache muß er ja wissen, daß die Britten denjenigen, der schwach am Geiste ist, so wie den, dem es an Leibeskräften gebricht ohne Rücksicht auf sein Alter einen Knaben zu nennen pflegen.

nothwendig jede Zeile ein neues Räthsel seyn muß, und alsdann dreust das Publikum versichert, in diesem Buche seyen Mährchen, unanständige, und unverständliche Ausdrücke, und dieß alles darum, weil er sie nicht verstehet, oder was wahrscheinlicher ist, nicht verstehen will; weil er z. B. nicht weiß, daß *Virgo* im latein auch als ein Beywort gebraucht wird, und alsdann nicht Jungfrau sondern keusch heißt, weil er nicht weiß, daß — doch ich habe mirs ja nicht zum Gesetze gemacht, der Schulmeister ungelehriger Starrköpfe zu werden, und folglich kann ich mir diese Erklärungen ersparen, auch will ich nichts über die Wendung sagen, die dem Ausdruck *Vinum germinans Virgines* gegeben ist: denn meine Feder besudelt sich nicht gerne mit den unflätigen Scherzen, die den Küchen, Stall oder Weinkeller Geruch an sich haben. Ueberhaupt scheinen mir alle die Stellen nur darum da zu stehen, um uns die edle Seele des V. in ihrem ganzen Lichte zu zeigen: denn wie unser altes vaterländisches Sprichwort sagt, so geschieht es auch hier. Wovon das Herz voll ist, von dem fleußt der Mund über. Eben dieß Spruchwort wirft auch ein Licht auf das, was der V. S. 47. von dem Mönchen sagt, dem er diese Verfassung der Tagzeiten zur heil. Theresia zumuthet. Auch das gehöret hieher, was

der

der V. S. 52. von den Jünglingen und Mädchen in dem Tempel der Cythere zu Paphos und von seinem Mädchen sagt, mit der er nirgend füglicher als in der Kirche zusammenzutreffen weiß. Kurz, wenn man diesem Sprüchworte glauben darf, so ist nichts gewisser, als daß der V. viel tauglicher sey, die Rolle eines Sklaven der Venus zu spielen, als das Amt eines Priesters in dem Heiligthume Minervens zu verwalten; und doch dringt er sich zu dem letztern auf; und leistet nun gar nichts da er seine natürliche Anlage gewaltthätiger Weise verstümmelt. Fast sollte man glauben, das üble Beyspiel einiger aus unsern Schauspielern habe ihn auf diesen Abweg verleitet. Ueber die Wünsche, die S. 53. gemacht werden, bin ich mit dem V. einverstanden, nur nehme ich das unverständliche und barbarisch lateinische Betbuch davon aus, welches der V. mit einem verständlichern ausgetauschet zu sehen wünscht: denn ob ich gleich nur ein gemeiner Weltmensch, und folglich in der lateinischen Kirchensprache eben kein Goliath bin, so hab ich es doch keineswegs so unverständlich (1) gefunden. Kein zierliches Latein

(1) Eben darum war es mir unbegreiflich, wie der V. behaupten kann, daß die Geistlichen da etwas betteten, was sie nicht verstünden; doch endlich be-

tein habe ich freylich darinn nicht angetroffen, doch, dächte ich, bey solchen Büchern sey die gezierte Sprache eben nicht das wesentlichste Verdienst! wir Broschüren Schmiede zieren ja unsere Sprache auch nicht, und hätten doch wahrlich mehr Ursache dazu; denn da es diesen Geschöpfen unserer Feder meistens an allen übrigen Verdiensten gebricht, so wäre es doch höchst billig, daß wir uns bestrebten, ihnen wenigstens einen Schmuck zu verschaffen, damit das Publikum sein Geld nicht für ein so ganz unbedeutendes Schwarz auf Weiß ausgäbe: dieß wäre nun auch so ein frommer Wunsch; aber den ersten Schritt zu seiner Erfüllung zu machen, dieß überlasse ich einem andern, der Tanzbär, dessen Schicksal uns Gellert geschildert hat, ist mir für solche Fälle eine nachdrückliche Warnung: denn da dieser Tanzbär bey seiner Rückkehr den übrigen Waldbären schön polnisch vorgetanzt hatte, so sagt uns der Dichter:

„Doch

kann ich mich, daß diese Meinung, die der V. hier äusserte, sich ebenfalls auf seine schon oben angeführte Gewohnheit alle Welt nach sich selbst zu beurtheilen, gründe.

„ Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen,
„ Fort, schrien alle, fort mit dir!
„ Du Narr willst klüger seyn, als wir?
„ Man zwang den Petz, davon zu laufen! (m)

Was die übrigen von der Kirche nicht gutgeheißenen Gebether betrift, so wünschte ich selbst, daß man sie auf das strengste untersuchen sollte. Nur hätte der Verfasser diesen Wunsch samt den Ursachen, auf die er sich gründet, nicht dem ganzen Volke, sondern nur denjenigen vorstellen sollen, von denen es abhängt, Aenderungen in Kirchensachen zu unternehmen, und auch diesen wäre dies ganze Geschäft von einer andern Seite, und mit viel andern Ausdrücken anzuzeigen gewesen. Aber unter fast unzähligen Gebethern gerade diejenigen herauszustechen, die vielleicht von irgend einem frommen Enthusiasten, der dumm oder einfältig war, geschrieben wurden, aus diesen die ungereimtesten Stellen anzuführen, und dadurch unvermerkt das Ansehen aller Gebether zu schwächen, Pfuy! dies war niedrig, war kriechend, war boshaft gedacht! daß
aber

(m) In seinen Fabeln und Erzählungen im ersten Theile.

aber durch eine solche, Gelächter erregende Schrift, die einige Gebether dem allgemeinen Spott preis giebt, auch die übrigen herabgewürdiget werden, daran kann man gar nicht zweifeln, nachdem man weiß, daß sich der Pöbel nicht gerne mit untersuchen, oder auseinandersetzen abgiebt, sondern wegen einzelnen Personen oft ganze Geschlechter, Stände, und Völkerschaften lästert.

Wenn man dies alles überlegt, so kann man leicht einsehen, daß dem Verfasser der Geist, den er sich S. 49. wünscht, auf daß er ihm die Feder führe, im vollem Ernste nöthig wäre.

O, wohl mir! da bin ich ja schon am Ende des 7. Br. der Verfasser muß doch ein recht gelehrter Mann seyn, weil er den Brief mit vier englischen Zei en schließt: aber, daß wir ihn nun für einen so gelehrten Mann halten, dies hat er demjenigen zu verdanken, der die Gewohnheit eingeführet hat, in unsere deutschen Schriften verschiedene Stellen aus fremden Sprachen einzuweben. Wahrlich, eine nützliche Erfindung! sie giebt uns ein Mittel an die Hand, unsere Belesenheit, und Sprachenkenntnißen ohne vieler Mühe vor dem Publikum auszukramen, und was das artigste dabey

ist, — doch dies gehört ja nicht hieher; also zum achten Brief.

Ueber diesen Brief hab ich nichts besonderes zu sagen: denn von den Mißbräuchen, derer Tilgung zu wünschen wäre, und von der Erklärung einiger Kirchengebräuche, die dem Pöbel Räthsel sind, habe ich bereits schon gesagt, daß man darüber nicht mit dem ganzen Volke, sondern nur mit den Hirten des Volkes sprechen soll; noch weniger aber geziemte es sich, daß der V. von der 56. S. bis an die 64. in einem ununterbrochenen spöttischen Tone fortfährt, sich über solche Religionsgegenstände lustig zu machen, die er, wie er es uns selbst gestehet, nicht einmal verstehet. Sonst ist in diesem Briefe weiters nichts auffallendes außer dem kleinen Seitensprung, den der Verfasser S. 56. zur Buhlerey, als zu seiner Busenfreundinn macht, und so wären wir nun also auf der 64. S. beym 9. Brief.

Dieser Brief ist uns ein Zeugniß, daß der Verfasser selbst ein grosser Liebhaber von der Gra-

dation (n) sey, wegen der er weiter unten, nämlich Seite 88. über einen gewissen Prediger spottet; denn je länger man in seinen Briefen fortließt, desto dreuster wird seine Schreibart: den thätigsten Beweis hievon giebt er uns in diesem Briefe vom Anfange bis an das End. S. 64. ließt man die Einleitung zu dem Schauspiel, in dem der Verfasser den heiligsten und ehrwürdigsten Gebethern ein Narrenkleid anzieht, und sie in diesem Aufzuge dem Gelächter, Hohn, und Spotte des Pöbels, das ist, aller derjenigen Preis giebt, die in diesen Stücken zu wenig unterrichtet sind, als daß sie das betrügliche der Kunstgriffe erkennen sollten, durch die er jede Sache mit einer gewissen guten Farbe zu bestreichen weiß; so fängt er z. B. S. 65. an, ganz unschuldig zu fragen; was wohl dieser und jener Ausdruck in den Tagzeiten der heiligen Jungfrau Maria zu bedeuten haben solle. Auf jeden Ausdruck, den er anführte, und für ein unauflößliches Räthsel erklärte, will ich ihm hier nicht

(n) Ist ein Kunstgriff der Redner, durch welchen sie eine Sache stuffenweise entweder bis auf das höchste treiben, oder aber in das tiefeste herabsetzen.

nicht antworten; theils, weil ich mir vorgenommen habe, mich nicht so sehr ins weitläufige einzulassen, theils aber, und zwar hauptsächlich darum, weil eine ausführliche Erklärung über jede Frage von dieser Art durchaus überflüßig wäre: denn die angeführten Tagzeiten sind ein so allgemeines Gebeth, daß es auch unter dem niedrigsten Pöbel Leute giebt, die dem V. von allen in denselben vorkommenden Gleichnißen oder Anspielungen den Ort der Schrift, woher sie genommen sind, wenigstens beyläufig ansagen können, und die ihm auch über diese von ihm für unverständlich erklärte Stellen die deutlichste Erläuterung geben werden. Ich würde dies nicht sagen, wenn ich nicht durch die Erfahrung zu meiner Freude davon überzeugt worden wäre. Aber wegen ebendieser Erfahrung kann ich es dem Verfasser nicht glauben, daß er als ein studierter Mann, er als ein Schriftsteller jene Gebether nicht verstehe, worüber Leute vom niedrigsten Pöbel eine Auslegung zu machen im Stande sind. Ohne allen Zweifel hätte uns der Verfasser also nur sagen sollen, er wolle diese Gebether nicht verstehen: doch da schrieb er nun schon lieber gerade zu hin; er verstehe sie nicht; auch hatte er eben nicht sehr Unrecht: denn bey seiner Schrift, bey

einer so grossen Sammlung offenbarer Lügen hat es ja nicht viel zu bedeuten, ob man um eine mehr oder weniger hinschreibt.

S. 66. macht sich der V. sonderlich über den Ausdruck lustig, der in der Komplet des obbemeldten Gebethes zur H. Jungfrau Maria mit folgenden Worten stehet:

„Wie grünst so schön du dürre Ruth! „

Aus diesen Worten gräbt nun der V. einen klaren Widerspruch heraus, zeigt uns auf eine gute Art, daß er seine Logick studiert, und folglich den Satz kennen gelernt habe: „Nichts kann zugleich seyn, und nicht seyn, woraus er dann die Folge ziehet, daß das, was dürr ist, nicht grünen könnte. — Schön, richtig gefolgert! da ich das Geschwätz las, so lachte ich über den Einfall des V., hatte Mitleiden mit seiner Dummheit, und ärgerte mich über seine boßhaften Absichten, die ihn bewegen, so zu schreiben. Als ich aber vor einigen Tagen zu einem alten ehrlichen Bürger ins Gewölb kam, um etwas bey ihm zu bestellen, sah ich die Beyträge zur Schilderung Wiens in einem Winkel aufgeschlagen da liegen, worüber sich dann zwischen mir und den Meister G* ein Gespräch anspann, wovon ich, wenn mir anders mein

Ge=

Gedächtniß noch diese Treue leistet, einen Theil wörtlich hersetzen will:

Ich. Was lesen Sie da Herr Meister? Das Lesen ist ja meines Wissens sonst ihre Sache eben nicht?

Meister. G* Wohl wahr! ich bin ein rechter Feind davon, und wenn ichs auch nicht wäre, so ließ mir ja mein Gewerb keine Zeit dazu. Dieses Büchel aber habe ich doch lesen wollen, weil es hieß, daß es zur Verbesserung unserer Religion geschrieben worden sey.

Ich. Und was sagen Sie nun dazu? Glauben Sie nicht auch, es könne zur Besserung und Tilgung vieler Mißbräuche etwas beytragen?

M. G* Nein, dies glaube ich wahrlich nicht, und werde es auch nicht ehe glauben, als bis ich die darauf erfolgten Verbesserungen in unsern Kirchengebräuchen mit meinen Augen werde gesehen haben.

Ich. Ey Herr Meister! Sie sind ja der zweyte unglaubige Thomas? (o)

(o) Beym Johann. 20. Cap. 25. V. sagt Thomas: „wenn ich nicht die Maale der Nägel in seinen Hän„den werde gesehen haben, und nicht meine Finger

M. S* Das ist schön, und löblich, daß Sie das Evangelium auch kennen; ich weiß wohl, daß dies sonst eben nicht die Arbeit der studierten Köpfe ist, auch scheint der, welcher dieses Büchel geschrieben hat, nicht viel davon zu wissen; wenigstens schienen mir schon einige Stellen zu widersprechen, und ich kanns gar nicht glauben, daß er mit dieser Schrift im Ernste irgend eine Verbesserung habe erwürken wollen.

Ich. Aber warum können Sie dies nicht glauben?

M. S* Weil er mit den schönsten, auferbaulichsten und heiligsten Gebethern und Gebräuchen nur sein Gespött treibt, auf Kosten der Religion sich mit seinen Witzeleyen prahlet, und aus lauter Gelehrsamkeit sich oft sehr versteigt und alles so verzerrt und verdreht, daß ich als ein einfältiger Mann doch darüber lachen muß. Hören sie nur zum Exempel: (hier nahm er das Bü·el, und las:) „wie grünst so schön „du dürre Ruth„; da sagt er nun, dies sey ein

---

„ in die Maale der Nägel, Und meine Hand in
„ seine Seite lege, so werde ich es nicht glau-
„ ben.

ein Widerspruch, sey mystisch, sey unverständlich; was Widerspruch, oder mystisch heisen soll, das begreife ich nun zwar nicht recht, aber was die Unverständlichkeit betrift, da hat er sich grob geirrt.

Ich. Verstehen Sie es also Herr Meister?

M. G* Etwann nicht? doch vielleicht irre ich mich: hören Sie also: Wie grünst so schön du dürre Ruth, heist hier eben so viel, als ob es stünde: wie fängst du so schön zu grünen an, du Ruth, die du bisher dürr warst.

Ich. Bravo, das ist ja recht treflich aufgelöst, kein Pfarrer hätte es ihnen diesmal zuvorgethan, Hr. Meister, aber die Anwendung davon?

M. G* Die ist ja sehr natürlich auf die Mutter Gottes zu machen. Zum Exempel so: wie schöne Frucht fängst du an, itzt zu tragen, die du bisher unfruchtbar warst; und unter dieser Frucht versteht sich halt unser Erlöser, den Maria gebohren hat.

Ich. Das nenne ich ja recht vortreflich.

M. G* Ey spotten Sie meiner nicht, dies alles hätte Ihnen mein Lehrjung da auch zu sagen gewust. Mir ists itzt nur um meine 8. Groschen leid, die ich mir diesen Plundee habe kosten lassen der itzt doch nirgendhin als in den Kässtecherladen, oder ins Tabackgewölb taugt.

Aus der Erklärung dieses ehrlichen Handwerksmannes erhält der V. wie mir scheint, ein starkes Licht über die Wirkung und den Erfolg seiner Arbeit.

Was die Auslegung betrift, die der V. S. 76. über die Zeile.

„Du Königinn des heil. Rosenkranzes!„ giebt, worinn er Mariam zu einer Holzköniginn machet, so ist diese ganze Stelle nichts anders, als eine Bestättigung von des Meisters G* Ausspruche, da er mir sagte, daß der V. mit den Gebethern der Religion nur sein Gespött treibe, daß er sich auf Kosten der Religion mit seinen Witzeleyen prahle, und aus lauter Gelehrsamkeit alles so verzerre und verdrehe, daß sogar einfältige Leute darüber lachen müssen. Verzerrt ist er wahrlich dieser Ausdruck der Tagzeiten: denn gewiß ist es noch keinem Katholiken eingefallen, mit den Worten, du Königinn des H. Rosenkranzes den Begriff des V. zu verbinden.

Bey dem Widerspruche, der auf eben dieser Seite ist, will ich mich nicht lange aufhalten, weil die ganzen Beyträge von solchen Fehlern strotzen. Der V. sagt nämlich daselbst, daß er wohl wisse, wie bald man einem und ebendemselben Worte verschiedene Bedeutungen beylegen könne, und doch behauptet er, daß in den Gebethern, die schon einige Jahrhunderte durchlebet haben,

be=

bestimmtere Ausdrücke seyn könnten. Herrlich! hätte der V. lieber gesagt, er wünsche, daß man alle ältern Kirchengebether in die neuere deutsche Sprache umschmelze, weil sowohl er, als viele andere viel zu ungeschickt oder zu träg seyen, die altdeutsche Art der Ausdrücke recht begreifen zu lernen; so hätte man ihn doch recht verstehen können. Nun komme ich auf eine Stelle, die auch den kleinsten Funken von Achtung, der vielleicht in unserm Busen für den V. noch glühet, nothwendig gänzlich ersticken muß. Ich habe es schon oben gemeldet, daß der V. S. 39. eben das Verbrechen, dessen er sich schuldig gemacht hat, an andern tadelt, aber hier auf der 68. S. thut er noch mehr; er beschuldiget die Verfasser der Beichtspiegel eines Verbrechens, weil sie, wie er sagt, manchen eine Sünde, von der er bisher nichts wuste, bekannt machen. In diesem Stücke bin ich nun zwar selbst seiner Meinung, aber darum kann ich es doch nicht billigen, daß der V. sich auf dieser 64. S. ebendieses Verbrechens in einem viel höhern Grade schuldig macht, indem er nicht nur den Namen einer noch vielen unbekannten Sünde, den ich hier vorsetzlich verschweige, hinsetzt, sondern noch einen Unterricht, und eine Anleitung beyfügt, wie man sich zur

Ausübung dieses Lasters recht tauglich machen könne. Wäre ich ein Mann (fährt der V. daselbst fort:) der in Bösethun Freude fände, und wüßte ich kein Laster selbst auszufinden, so würde ich nur im Beichtspiegel nachschlagen, und dann — ja da fände ich hundert Arten zu sündigen. Ey Hr. V. in dieser Absicht ist es ihnen wahrlich nicht nöthig, die Beichtspiegel durchzulesen; die Grundsätze, die sie angenommen zu haben scheinen, der Wein, dem sie, wenn man ihren eigenen Worten glauben darf, eben nicht feind sind, und die Mädchen: derer sie sich so gar bey ihrem Schreibtische alle Augenblicke erinnern, werden ihnen ohne Zweifel Stoff genug zum Bösethun anbiethen, und da können sie also das Beichtspiegel lesen (welches ich eben sowenig als sie billige) leicht unterlassen. Im Schlusse dieses Briefes ist schon wieder die Rede vom Steckenpferde des V. doch darüber will ich weiter unten meine Meinung sagen, und mich itzt zum zehnten Brief S. 70. wenden.

Hier vergreift sich der V. an Männern, und besonders an einem, der unserer Ehrfurcht, nicht aber solches Hohnes würdig ist; ja wenn man den V. neben diesem Manne sollte stehen sehen, so wäre er nur, wie ein Zwerg an der

Sei-

Seite eines Riesen und dennoch reibt sich seine Pasquinsfeder an diesem Manne; und warum? weil er von seinen Theatralischen Werken sagte, daß sie nur Produckte seiner Erhohlungsstunden wären. Ich finde dies zwar sehr natürlich, doch errathe ich zugleich auch ganz leicht, warum diese Versicherung dem V. der Beytr. so lächerlich war: denn da ich schon weiß, daß er seinen Weyhrauch gerne vor den Füssen der Venus und des Bachus verschwendet, so kann ich mir wohl vorstellen, daß man ihn in seinen Erhohlungsstunden eben nicht in dem Tempel der Musen wird suchen müssen, und daher kann ers nicht begreifen, wie jemand eine Erhohlungsstunde mit der Verfassung Theatralischer Schriften zubringen kann, die doch immer viele Mühe macht und Dinge, die Mühe kosten können den Sklaven des Weines und der Mädchen nicht ergötzen.

Aber der V. muß wissen, daß es noch andere Menschen von edlerer Art giebt, solche nämlich, die sich keine größere Ergötzung wünschen, als jene Stunden den schönen Wissenschaften zu weihen, die ihnen ein wichtigeres Amt übrig läßt. Aus unzähligen Beyspielen, die uns die Geschichte hievon anbeut, will ich nur ein paar ohnehin weltbekannte Männer anführen. Wer weiß nicht, daß Moyses, nebst dem

sehr

sehr beschwerlichen Herrführersamte bey seinem mürrischen und zu Aufruhren geneigten Volke doch auch der vortreflichste und glaubwürdigste Geschichtschreiber jener Zeiten ist? Wer kennt den Namen eines Cäsars nicht, der mit gleicher Geschicklichkeit das Schwerdt und die Feder führte? oder wem muß man wohl unsern gekrönten Zeitgenossen erst nennen? ihn, den ganz Europa als einen weltberühmten Krieger, als einen einsichtsvollen Staatsmann, und als einen Schutzgott und Freund der Musen kennet? ihn, den gebohrnen Deutschen, dem doch Frankreichs Abgott (p) selbst das Recht widerfahren ließ, daß sein Buch die Sprache und Sitten der Franzosen vollkommener machen könne. Dies von der 70ten und 71ten S. worüber ich freylich noch vieles zu sagen hätte, wenn ich hier weitläufiger seyn könnte, oder nicht ohnehin noch so viele Gegenstände vor mir da lägen, die alle meine Aufmerksamkeit fodern.

Von

(p) Siehe des Herrn von Voltaire Vorrede zu dem Antimachiavel, einem Buch, dessen Auflage der König durch ihn besorgen ließ.

Von der 72ten bis an die 80te S. spricht der V. immerfort von unserer Kirchenmusik, und zwar mit einer solchen Erbitterung, daß er darüber, so wie er es auch an vielen andern Stellen der Beytr. macht, gänzlich vergißt, die löblichsten Gebräuche in Rücksicht dieses Punktes von den Mißbräuchen zu unterscheiden, und auseinander zu setzen; vielleicht aber geschah dieses auch nicht aus Erbitterung, sondern blos darum, weil er überhaupt kein großer Freund von genaueren Untersuchungen ist, oder vielleicht um — doch was ist hieran gelegen, in welcher Absicht ers gethan hat, es ist genug, daß er es wirklich gethan hat, daß er wirklich alle Musik bey dem Gottesdienste verwirft und sogar die Vokalmusik nur mit einem versteckten Unwillen duldet. Was er von dem Ursprunge der Musik bey unserem Gottesdienste sagt, dies ist aus einem Buche gezogen, das er uns nicht anführt, und für diese Bescheidenheit sind wir ihm Dank schuldig; wollte Gott, daß er auch über andere Gegenstände ein ähnliches Stillschweigen gehalten hätte, so wäre manche gute Seele nicht geärgert worden, und wir hätten dem V. unsere Hochachtung nicht versagen dürfen. Aus eben dieser Ursache fiel mir bey Durchlesung der Beyträge das bekannte Sprichwort, *Si tacuisses,*

Phi-

Philosophus mansisses (q) öfters ein: Ueberhaupt aber muß man dem V. doch das Recht widerfahren lassen, daß er (wie ich hoffe, aus Bescheidenheit) nur sehr selten sich der Gelegenheit bedienet habe, solche Bücher anzuführen, die vielen seiner Leser höchst gefährlich hätten werden können; der V. muß also doch noch wenigstens diese gute Meinung und wahren Grundsatz haben, daß man seinem Gewissen eine sehr schwere Last aufbürdet, wenn man andern einen Fingerzeug hin zu den Steinen des Anstosses giebt. Freylich ist es fast unbegreiflich, wie jener Mann noch in irgend einem Punkte gewissenhaft seyn kann, der mit den heiligsten Gegenständen so oft frevelhaft sein Gespött treibt, und seinen Unglauben, meistens nur zum Schein, mit einem sehr dünnen und durchsichtigen Flor überhüllet; doch was geht dies alles mich an! es ist Zeit, daß ich von dem Abwege, auf den ich da gerathen bin zur Kirchenmusik zurückkome, über welche die Ordnung des Werks hier meine Meinung fodert. Was der V. also S. 72. von dem Ursprunge der Instrumentalmusik in unsern Kirchen sagt, dies ist alles eben so grundfalsch, als es seine Anmerkung darüber ist, mit der er diese Seite schließt, besonders, da er sagt: Die

(q) wenn du geschwiegen hättest, so hätte man dich noch immerfort für einen Weisen gehalten.

Die Faulheit (r) verwarf jedes Mittel, (s) welches mit dem genaueren oder mühsamen Unterrichte des Volks verknüpft gewesen wäre. Ey ey! wie mir hier das erstbemeldte si tacuisses &c. so hieß einfällt! der Verfasser muß doch in der Geschichte der Kirche sehr schlecht unterrichtet seyn, weil er die Geistlichkeit jener Zeit, in der man die Instrumentalmusik einführte, für faul erklärt: damals war vielmehr das Andenken an die Apostel, derer Nachfolger sie waren, noch frisch und lebhaft in dem Gedächtniße der Geistlichen, und ohne dem mindesten Stolze auf die Würde ihres Lehramts suchten sie dem Eifer der Apostel in demselben gleichzukommen. Wir wissen, daß sie viele Stunden des Tages mit dem eifrigsten Gebethe, und noch mehrere mit nicht minder eifriger Unterrichtung des Volkes zubrachten; da legten sie ihm nun die Schrift aus; erklärten ihm die Gesetze, lasen ihm die Geschichte von dem Leben un-

(r) Der V. wollte sagen: die Trägheit der Geistlichkeit.

(s) Die Rede ist hier von den Mitteln, das Volk in das Gotteshaus zu ziehen.

unseres Heilandes vor, und munterten es zur Nachfolge desselben auf, und so weiters. Die wenigen Stunden, die ihnen nun von diesen Beschäftignngen übrig blieben, wurden von vielen dazu verwandt, daß sie viele grosse Bände anschrieben, in denen sie entweder ihren Nachfolgern die Art, das Volk zu unterrichten, aufgezeichnet hinterliessen, die Schrift erklärten, verschiedene Gebether zum Gebrauche der Rechtgläubigen verfaßten, viele Sittenlehren für ihre Glaubensgenossen aufzeichneten, u. s. f. oder aber die Irrthümer der Abtrünnigen sehr ausführlich widerlegten. Und wer wird nun von solchen Geistlichen wohl sagen können, daß sie zu träg gewesen, das Volk zu unterrichten? Ich will es versuchen, dem V. künftighin ganz kurz die Zeit, und die Ursachen genauer, und mit besseren Grunde zu bestimmen, wann, und warum der Eifer der Geistlichkeit zu erkalten anfieng.

Die Fortsetzung folgt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Unmaßgebliche Meinung über das erste Bändchen der Beyträge zur Schilderung Wiens

Wien 1781

Polem. 1803
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10775177-1
VD18 12059706